

# Lob der Verhaltenheit : Besinnlichkeit zu "Uli, der Pächter"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-964105>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Lob der Verhaltenheit

Besinnliches zu «Uli, der Pächter»

RL. Es ist unnötig, das allgemeine Lob über «unseren» Uli vermehren zu wollen. Das Schweizervolk wird diesen Film im Herzen bewahren, weil es sich hier in seinem Wesen begriffen und im Guten und Bösen getroffen fühlt. Denn im Kern sind wir die gleichen Menschen geblieben, wie sie Gotthelf gezeichnet hat — trotz Zürcher Bahnhofstraße und Popistengeschrei in der Waadt. Wenn alle die Hüllen und Schalen fallen, die wir uns heute umgelegt haben, kommen wieder die Typen zum Vorschein, die der Film uns zeigt. «So sind wir», möchte man ausrufen, denn noch immer ist uns das Hohle verhaßt, und in den besten Augenblicken wissen wir wohl das Echte vom Unechten zu scheiden. Noch immer gehen uns die großen Worte schwer von der Zunge, und wir mißtrauen den allzu geschliffenen Mäulern. Noch immer scheuen wir den wilden Ausbruch des Gefühls und bannen Schmerz und Freude in die karge Form.

Wir lieben «Uli, den Pächter», weil er schlicht und verhalten ist. Ein einziges Wort der Kritik sei gestattet: «Warum nicht echt Berndeutsch?» Gewiß wird es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein, lauter unverfälscht sprechende Berner zu finden, die sich zur Uebernahme der Rollen im Film geeignet hätten, und niemand wird im Ernst eine andere Rollenbesetzung wünschen. Aber weshalb hat man sich die technische Chance des Tonfilms — das Unterlegen von Stimmen — nicht zu Nutze gemacht? Bekanntlich finden sich einige weltberühmte Stars, die nicht mit ihrer eigenen (ungeeigneten) Stimme auf der Leinwand erscheinen, ohne daß jemand daran Anstoß nähme. Oder ist unser Land zu klein und «Hegis» Stimme zu bekannt, so daß ein berndeutscher «Hegi» unerträglich geworden wäre?

Die kleine Zwischenfrage kann die großen Qualitäten des Films nicht in Zweifel ziehen. Man wird es auch verstehen, daß wir an dieser Stelle darauf verzichten, auf die vielen Köstlichkeiten des Streifens, die alle gebührend gewürdigt worden sind, zurückzukommen. Wir entschlagen uns auch der Diskussion, ob Gotthelf wirklich in seiner ganzen Tiefe erfaßt worden sei. Es sei uns gestattet, allein das Lob der Verhaltenheit anzustimmen.

Es gibt kaum einen Film, der in ähnlicher Weise gefühlsstark und zugleich gefühlsscheu wäre wie «Uli, der Pächter». Schlechthin einmalig ist die Szene, da Vreneli vom Hagelhans erfährt, daß er der Vater ist. Ueberall in der ganzen Welt hätte die junge Frau an dieser Stelle die Laterne zu Boden gestellt und wäre dem Vater an den Hals geflogen. Hier geschieht nichts. Man hört nur das Ticken der Uhr, und Hagelhans fragt: «Macht denn das Zyt immer so luut?» Oder man denke an das wunderbare Wort Ulis am Bett seiner Frau, die erschöpft, aber glücklich in den Linnen liegt: «Was cha denn e Ma do no säge?» Das ist mehr als Umarmung und Kuß.

Die schönste Probe aber besteht der Film in seiner verhaltenen Darstellung des Religiösen.

Abgesehen vom Glaubenszeugnis des Märtyrers, das an besondere geschichtliche Umstände gebunden ist, gibt es zwei Formen der religiösen Aussage. Die eine könnte man die direkte oder die evangelistische nennen. Hier wird die Botschaft einfach ausgerufen. Der Glaubenszeuge geht auf Bekehrung aus — man erinnere sich etwa an die Wirksamkeit Billy Grahams oder an die öffentlichen Ansprachen der Heilsarmee auf den Plätzen und Straßen. Die andere Art, seinen Glauben zu bekennen, besteht darin, daß «geredet» wird durch die Weise, wie man im Alltag lebt und handelt. Man will nicht direkt überzeugen und Proselyten machen. Indem der Mensch seinen Glauben lebt, bezeugt er ihn.

Es ist nicht am Platz, die beiden Formen gegeneinander auszuspielen. Offenbar haben beide ihre Existenzberechtigung. Möglicherweise entsprechen sie der menschlichen Typologie. Nicht jedermann ist auf die gleiche Weise ansprechbar.

Wir meinen nun aber doch, daß das indirekte Glaubenszeugnis dem schweizerischen Wesen näherliegt. Der Schweizer erwartet von sich und dem Nächsten den Beweis der Tat. Der Glaube soll sich bewähren im unpathetischen Einerlei der täglichen Mühe. Daß auch bei uns die Schwärmerei dann und wann Fuß fassen kann, ist kein Gegenbeweis. Die Nüchternheit in religiösen Dingen haben immer bloß jene aufgegeben, die bereits seelisch-geistig irgendwie dem Heimatboden entfremdet waren.

«Uli, der Pächter» zeigt und ist indirektes Glaubenszeugnis. Seine Größe liegt darin, daß diesmal das Wort Gottes nicht unterschlagen worden ist. Es wird im Gegenteil alles Tun und Lassen der Menschen darauf bezogen. Unausgesprochen und doch allezeit gegenwärtig zieht sich durch das Ganze hindurch der Glaube, daß das Geschöpf dem Schöpfer verantwortlich ist.

Drei Szenen verdienen es, als Beispiele genannt zu werden: die Taufe, das Begräbnis und das Gespräch zwischen Glunggenbäuerin und Vreneli in der Küche.

Es ist nicht einfach, eine Taufe in der Dorfkirche zu filmen. Der Möglichkeiten, ins «Sentimental-Schöne» oder in Heimatstil-Feierlichkeit abzuleiten, sind viele. Man hätte auch den ganzen Akt durch eine Predigtwiedergabe des Pfarrers zerreden können. Der Regie gebührt das Lob, im rechten Augenblick abgebrochen zu haben. Die Pre-

digt, die die Glunggenbäuerin anschließend am Taufessen hält, ist dadurch um so eindrücklicher geworden. Das nennt man eine herrliche «Abkanzelung», die sie dem Müller zuteil werden läßt!

Der Tod im Bauerndorf bindet noch heute die ganze Dorfgemeinschaft zusammen. Mag der Tote arm oder reich gewesen sein: die Majestät des Todes verleiht ihm eine besondere Würde. Und nirgends wie hier sind die alten Formen unangetastet geblieben, die den wilden Ausbruch des Gefühls zu verhindern wissen. Dieser Geist der Zucht und Unterordnung wird im Film meisterlich zur Darstellung gebracht. Nicht nur künstlerisch ist damit ein Gipfel erstiegen worden. Die Szene wird zum Glaubenszeugnis.

Dasselbe läßt sich vom Gespräch der Glunggenbäuerin in der Küche bei Vreneli sagen. Der nahende Tod löst die Zunge. Ein Leben lang ist man auf der Erde gestanden, und sie hat getragen; aber gleichzeitig gab es einen andern Boden, und auch dieser hat nicht getrogen. Hier wird zwar vom Glauben geredet, aber nicht leichtthin. Das Glaubensbekenntnis nimmt die Form des Vermächtnisses an.

So vermittelt «Uli, der Pächter» ein völlig in sich geschlossenes Bild protestantisch geprägten Lebens. «Uli, der Pächter» ist ein religiöser Film. Seine Schöpfer haben gewiß keine evangelistischen Absichten verfolgt. Aber gerade so ist ihr Werk zu einem Zeugnis für die wunderbare Kraft einer unverbildeten Frömmigkeit geworden. Es überzeugt, weil es nicht überzeugen will.

## Monsieur Pipelet

RL. Offen gestanden: wir haben uns den Film wegen Michel Simon angesehen. Es war also sehr viel Dankbarkeit und ein wenig patriotisches Gefühl im Spiel.

Probleme stellen sich keine. Dafür wird ein Hors-d'œuvre verwickelter und zum Teil spaßiger Situationskomik präsentiert.

Theologisch ist der Film ohne Bedeutung. Aber die Gesinnung ist sauber, und ein paar Lebensweisheiten werden französisch, das heißt genießbar, serviert.

Zur Zeit des Pietismus wollte die Theologie von Spiel, Vergnügen und Entspannung nichts wissen. Der Fromme war vergnügt in Gott. Die heutige Theologie ist weniger streng. S.e lehrt, daß Entspannung heilsam sei.

In diesem Sinn sei «Monsieur Pipelet» empfohlen. Man wird sich gut unterhalten, an kleinen Dingen seine Freude haben und den beiden Liebenden das harmlose Happy-End gönnen. Es wird nicht einmal nötig sein, während des Boxkampfes die Augen zu schließen ...

## Ein ungefährlicher «Krimifi»

To catch a Thief

RL. Ein bekannter Theologieprofessor pflegte seinen Studenten zu sagen, daß die schlimmste Fäule die Mundfäule sei. Er wollte damit die Sucht des zwanzigsten Jahrhunderts, überall Abkürzungen zu verwenden, wie Muba, Olma, Ciba und dergleichen, geißeln. Aber die Abkürzungen halten sich hartnäckig am Leben. Darum weiß jeder, daß «Krimis» Kriminalromane sind. Ein «Krimifi» ist dementsprechend ein Kriminalfilm.

Ursula von Wiese, die von Berufs wegen «Krimis» übersetzen muß und ihre Kinder in dieser Atmosphäre von Verbrechen hat groß werden lassen, bestätigt in einem Zeitungsartikel, daß die Lektüre von Kriminalromanen absolut unschädlich sei — vorausgesetzt, daß es sich um gute Romane handle.

Nun weiß man, daß große Politiker und berühmte große Theologen in ihren Mußestunden Kriminalromane lesen. Die Staatsmänner tun dies vermutlich, weil sie das Leben kennen, die Theologen wahrscheinlich, um das Leben kennenzulernen. Aber nach Ursula von Wiese ist dies alles absolut unschädlich.

Darum wagen wir es, auch einmal ausnahmsweise einen guten Kriminalfilm zu empfehlen. «To catch a Thief» von Alfred Hitchcock ist eine kultivierte Komödie — ebenso spannend wie witzig.

Es ist vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß Hitchcock diesmal die Nerven nicht überreizt. Das Tempo ist forsch, aber nicht überrissen. Die Handlung vollführt zwei, drei vergnügliche Salti mortali. Zwischen den Zeilen wird leicht mit den Augen gezinkert, man solle die ersten Dinge nicht allzu ernst aufnehmen. So gibt sich denn die Komödie echt englisch. Mit andern Worten: die Pointen sind selten platt.

Übrigens muß die Tatsache, daß die weibliche Hauptrolle in den Händen der künftigen Fürstin von Monaco liegt, für den Spürsinn des englischen Altmeisters sprechen. Gracy Kelly mimt eine kühle blonde Schönheit. Wie man weiß, hat sich der Fürst bei dieser Gelegenheit in die Schauspielerin verliebt. Also Titeländerung: «To catch a Prince?»

Es bleibt noch anzumerken, daß die Farben berückend sind. Der unter der lastenden Nebeldecke leidende Nordländer wird eine zehrende Sehnsucht nach dem sonnigen Süden lange nicht los.